



Unter der ethnografischen Lupe

2012 wird die Schweiz das Inventar ihrer «lebendigen Traditionen» veröffentlichen. Wie ist sie an die von der Unesco initiierte Aufgabe herangegangen?

Von Dominique Hartmann

Die Schweiz erfasst derzeit die kulturellen Traditionen und Bräuche, die ihr «immaterielles Kulturerbe» (IKE) darstellen. Eine Auswahl davon wird sie der Unesco vorlegen, die vor mehr als fünfzig Jahren angesichts der durch die Globalisierung ausgelösten kulturellen Vereinheitlichung und Standardisierung beschloss, den Schutz des IKE und die kulturelle Diversität zu fördern. Das Auswahlverfahren wird seit knapp zwei Jahren im Forschungsprojekt «Intangible Cultural Heritage: the Midas Touch?» wissenschaftlich begleitet: «Die Möglichkeiten und Grenzen eines solchen internationalen Programms müssen ausgelotet werden, aber auch die Funktionsweise unserer föderalistischen Kulturpolitik», erklärt Florence Graezer

Fasnächtlicher Brauch:

Die Tschäggättä im Lötschental. Traditionell tragen junge ledige Männer die Masken. Dieses neue Exemplar nimmt das alte Motiv des Totenkopfs auf.

Bild: Jean-Christophe Bott/Keystone

Bideau, Anthropologin an der ETH Lausanne. Diese Forschungsarbeit sei gleichzeitig eine aussergewöhnliche Chance für die Wissenschaft. Die Ethnologin und Projektleiterin Ellen Hertz von der Universität Neuenburg unterstreicht die Bedeutung der Feldforschung im Bereich der «lebendigen Traditionen»: «Wenn man hinter die stereotypen Bilder der Folklore schaut, findet man eine Vielzahl von Praktiken, die man als traditionell bezeichnet, die jedoch, abweichend von ihrem ursprünglichen Gebrauch, neu besetzt worden sind. Sie bleiben für die Schweiz wichtige Orte der Soziabilität und des Austauschs.»

Ostschweiz versus Zentralschweiz

Auf welche Traditionen will die Schweiz ihre Geschichte stützen, welches Bild will sie von sich vermitteln? Gemäss dem Grundsatz der Subsidiarität hat das Bundesamt für Kultur (BAK) jeden Kanton beauftragt, eine IKE-Liste zu erstellen, und dazu allgemeine Richtlinien festgelegt. Bei der Interpretation der Auswahlkriterien traten sogleich interessante Unterschiede zutage: «Die Ostschweiz hat bei der Auswahl der Traditionen die Sichtweisen der lokalen Bevölkerungen berücksichtigt, während die Zentralschweiz einen stärker national geprägten Blickwinkel wählte, bereits mit dem IKE im Hinterkopf», erklärt Florence Graezer Bideau. Das BAK hat die Kantone auch aufgefordert, den bisherigen Beitrag ausländischer Gemeinschaften beim Aufbau der Schweiz zu berücksichtigen; so stehen auf der Walliser Liste sowohl die «Italianità» als auch die «Kuhkämpfe» und die Lötschentaler Maskenschnitzer.

Die Kantone hatten bei der Auswahl zwei Strategien zur Verfügung: «bottom-up» und «top-down». «Erstaunlicherweise haben im Land der direkten Demokratie lediglich drei Kantone versucht, Vorschläge von der Basis her zu sammeln, wie es dem Geist der Unesco-Konvention von 2003 entspricht», sagt die Forscherin. Mehr als der kulturelle Wert der verschiedenen Traditionen gab die Frage der Subventionen Anlass zu Konflikten. Gewisse Kantone befürchteten, die Trägervereine der aufgenommenen Traditionen finanziell unterstützen zu müssen. Diese Befürchtung zeigt, wie lokale Befindlichkeiten die Interpretation der Konvention beeinflussen – obwohl die gewählten Bräuche nicht automatisch Anspruch auf Finanzbeiträge haben.

Der schweizerische Föderalismus hat den Prozess hingegen nicht behindert, im Gegenteil. «Die internationalen Experten waren sogar fasziniert von der Effizienz des Prozesses und dem «partizipativen» Ansatz, der eine direkte Folge des Subsidiaritätsprinzips ist. Vielleicht müsste diese Besonderheit sogar selber Eingang ins IKE-Inventar finden.» ■